

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 139.

Dienstag, 17. Juni.

1930.

5

Februar

7 Uhr abends

Roman von Paul Gemos

(Nachdruck verboten.)

(4. Fortsetzung.)

Doktor Carsten deutete auf seine bereits ergrauten Haare:

„Vielleicht gewesen. Zurzeit liebe ich die Verbrecherjagd. Aber wer weiß, ob ich sovieler Erfolge hätte, wenn ich nicht in früherer Zeit, so etwa, als ich Ihr Alter hatte, soviel geliebt hätte.“

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch“, erwiderte Ijenbeil, und wußte nicht, ob er sich weiter amüsieren sollte, oder ob ihn Doktor Carsten verspottete. „Glauben Sie denn, daß Lammont die Andersen aus Liebe zwingen wollte?“

„Sie werden nie hinter die Lösung dieses Rätsels kommen“, sagte Doktor Carsten spöttisch. „Sie sind auf falscher Spur. Noch einmal: Ich empfehle Ihnen als kriminalistisches Rezept: Klopfende Pulse und pochendes Herz. Aber bitte, verlieben Sie sich nicht in die Andersen!“

Diesmal war es ein argwöhnischer Blick, mit dem Ijenbeil den Ratschlag Doktor Carstens quittierte. Zwar kam es ihm im ersten Augenblick selbst verwunderlich vor, daß sich seine Sinne bis jetzt noch nie mit der schönen, schlanken Andersen beschäftigt hatten. Einen Augenblick sah er im Geiste ihr schmales, gelbblasses Gesicht mit den schwarzen, rassistigen Augenbrauen und dem wehmütigen Mund und fragte sich, warum die Andersen ihm noch nie mehr als eine Mandantin gewesen sei. Im nächsten Augenblick war er aber schon wieder der Anwalt, der Vertreter seiner Klientia, der in der Bemerkung des Kommissars eine Anschuldigung gegen seine Mandantin las.

„Warum sollte ich zum Beispiel die Andersen nicht lieben, wenn absolut geliebt sein muß? Glauben Sie, daß sie es nicht wert ist?“, fragte er gereizt.

„Man soll nur glücklich lieben“, erwiderte Doktor Carsten mit Gleichmut. „Ich empfehle Ihnen aber Fräulein Lilly Behrens. Haben Sie beobachtet, welch wunderbar goldblondes Haar und welch bezaubernd blaue Augen sie hat. Dornröschen war sicher eine Häßlichkeit dagegen. Und auf der Bühne hat sie eine Stimme, rieselnd wie ein Bächlein in der Waldesstille.“

Ijenbeil fühlte, daß er aus irgendeinem Grunde rot wurde. „Sie sollten Schriftsteller werden“, sagte er verärgert. Er war froh, als das Auto vor dem Theresienbau hielt.

So also sah ein modernes Gefängnis aus. Außerlich hätte man den Bau für ein Krankenhaus halten können. Die Idee seiner Erbauer war ja schließlich auch, daß in diesem Bau die sozial Kranken der Heilung zugeführt werden sollten.

Als sie Einlaß begehrten, stellte sich heraus, daß Lammont und Dagmann noch nicht zur Stelle waren; aber die Ausweisarte Doktor Carstens wirkte wie Mt Babas: „Gesam, öffne dich!“ Höflich geleitete sie der Gefängniswärter in Gang fünf.

Die Zelle, in der die Andersen gehaust hatte, war zurzeit unbewohnt. Sie war nicht ganz so unfreundlich, wie man sich sonst Gefängniszellen vorzustellen pflegt. Aber mit einem Boudoir war sie dennoch nicht zu vergleichen. An der Außenseite des Gefängnisses war es

dem Rechtsanwalt aufgefallen, daß nur die Fenster des unteren Stockwerks vergittert waren. Nun er sich im Innenbau befand, erkannte er, daß die Vergitterung der höher gelegenen Fenster überflüssig war. Diese Fenster waren niedrig und breit, aber so hoch gelegen, daß sie vom Fußboden aus für den Sträfling gar nicht zu erreichen waren. Hell war daher die Zelle auch bei Tageslicht nicht. Die Möbel waren — und das fiel angenehm auf — peinlich sauber: Bett, Stuhl und Tisch weißlackiert, und in der Ecke befand sich sogar eine Wasserleitung. Die galt als der Hauptvorteil, den das moderne Gefängnis seinen Insassen gewährte.

Der Gefängniswärter überließ Doktor Carsten und Ijenbeil die Zelle zur Untersuchung und zog sich zurück. Diese Untersuchung, die Doktor Carsten anstellte, bestand nun allerdings zunächst darin, daß er sich mit versunkener Starrheit an die Wand lehnte und die Stellung jedes Möbelstücks anscheinend sich ins Gedächtnis zu prägen suchte. Ijenbeil hatte von vornherein nicht recht verstanden, welche Ergebnisse ein Besuch der Zelle zeitigen sollte. Völlig rätselhaft war es ihm, wie die geisterhafte Starre des Kommissars irgendeinen Schritt zur Lösung bedeuten sollte. Und dann machte Doktor Carsten wieder eine jener lakonischen Bemerkungen, die so fürchtbar banal klangen und hinter denen sich doch ein Sinn zu verbergen schien, den Ijenbeil nicht verstand. Diese Bemerkung lautete:

„Das Fenster liegt aber auffallend hoch.“

„Was hat das mit dem Fall Andersen zu tun?“, fragte Ijenbeil.

Doktor Carsten schaute ihn wieder an und gab die stereotype Antwort:

„Ich sagte ja schon, Sie sollen sich einmal verlieben.“

Ijenbeil erwiderte nichts, sondern zog es vor, zu schweigen. Er nahm auf dem einzigen Stuhl Platz, der im Zimmer stand, und überließ Doktor Carsten sich selbst.

Carsten schritt auf das Bett zu, setzte sich darauf und erklärte:

„Hier scheint die Andersen geessen zu haben, als sie, ihrer Behauptung nach, das Schloß schnappen hörte.“ Das Bett stand an der Fensterseite unterhalb des Fensters gegenüber dem Zelleneingang. Doktor Carsten fuhr fort: „Wenn also Lammont wirklich die Zelle betreten haben sollte, wie die Andersen behauptet, dann würde sich der Kampf hier in unmittelbarer Nähe des Bettes abgepielt haben.“

Ijenbeil unterbrach diese Gedankengänge nicht, aber zum ersten Male empfand er, daß Doktor Carsten logisch und in verständlicher Weise einen Gedankengang entwickelte.

Doktor Carsten fuhr fort:

„Wenn sich der Kampf also etwa hier abgepielt hätte, dann sollte man meinen, daß hier in der Nähe des Bettes irgendwelche objektive Spuren zurückgeblieben sind.“ Er wies auf einige Schrammen in dem Weißlad der Bettstelle. „Schade. Ich möchte gern wissen, ob diese Schrammen am fünften Februar entstanden sind. — Die Andersen wird sich, wenn ihre Angaben überhaupt richtig sind, des Lammontischen An-

griffso dadurch erwehrt haben, daß sie sich möglichst an die Schmalseite des Bettes zurückgezogen und sich hier am Fußende möglichst Deckung verschafft hat. Ob wohl noch Fußspuren zu sehen sind?" Er kniete sich nieder und froh wie ein Kind, das das Gehen lernen will, auf allen Vieren. „Natürlich ist nichts zu finden“, knurrte er. „Es wurde doch täglich ausgewaschen.“

Aber er gab dennoch das Suchen nicht auf.

„Wenn also wirklich etwas geklirrt haben sollte, dann kann es nicht die Bettstelle gewesen sein, denn in diesem Gefängnis sind keine Eisenbettstellen, sondern hölzerne; dann muß es etwas gewesen sein, was dem Eindringling gehörte.“

Er suchte weiter, auch unter dem Bett — und endlich schien er etwas gefunden zu haben; dann stand er auf und sagte wohlgenut: „Gesegnet seien die Rigen zwischen den Brettern dieses scheußlichen Fußbodens.“ In seiner Hand hielt er etwas Funkelndes, und als Jenbeil genau hinsah, erkannte er, daß es ein silberglänzender Ring von etwa fünf Millimeter Durchmesser war.

„Was ist das?“, fragte er erstaunt, und Doktor Carsten wurde wieder lakonisch. „Ich glaube“, sagte er, „das ist das Schlüsselglied in der Kette.“

Viertes Kapitel.

Plädoyers, die sie nicht erreichten.

Hätte Fräulein Vera Reese nicht ihren sensationellen Brief an Herrn Rechtsanwalt Jenbeil geschrieben, so würde Staatsanwalt Seiden am vierzehnten März etwa folgendes Plädoyer gehalten haben:

„Meine sehr verehrten Herren Richter! Am dreizehnten November vorigen Jahres hat Fräulein Viola Andersen mit ihrem Kraftwagen, den sie eben erstanden hatte, den Kaufmann Hans Müller von hier tödlich überfahren. Sie wurde zur Rechenschaft gezogen, und es stellte sich heraus, daß sie eben erst das Chauffieren erlernt hatte und keinesfalls im Führen eines Kraftwagens so erfahren war, daß sie es schon hatte wagen dürfen, das Auto durch die belebtesten Straßen einer Großstadt zu lenken. Die Folge ihres Leichtsinns war der Tod eines jungen Menschen. Und Fräulein Andersen wurde wegen fahrlässiger Tötung vor der hiesigen Strafkammer zur Rechenschaft gezogen.“

Meine Herren! Es ist Ihnen allen erinnerlich — die Zeitungen haben ja seinerzeit eingehend darüber berichtet —, daß Fräulein Andersen sich in dem Prozeß, den man ihr damals machte, die Sympathien aller Reize dadurch sicherte, daß sie ein offenes Bekenntnis ihrer Schuld ablegte. Sie bekannte damals freimütig, daß es ein unverzeihlicher Leichtsinns von ihr gewesen sei, im Kraftwagen durch die Stadt zu fahren, bekannte damals auch offen, daß sie infolge der eigenen Unsicherheit die Herrschaft über den Wagen verloren hatte, und bezichtigte sich selbst der Schuld an dem Tode des Müller. Und jedermann glaubte damals — und auch ich war dieser Ansicht —, daß die Angeklagte ihr Gewissen entlasten wolle, daß sie das Bedürfnis fühlte, ihre Schuld zu sühnen. Mitleid und Wohlwollen begleiteten sie ins Gefängnis, als ihr eine Strafe von zwei Monaten wegen fahrlässiger Tötung zubilligert worden war.

Ich führe diese Tatsachen an, meine Herren Richter, um der Behauptung der Andersen entgegenzutreten, als ob sie etwa deswegen zum minderwertigen Menschen gestempelt würde, weil sie diese zweimonatige Gefängnisstrafe zu verbüßen hatte. Gerade ich als Staatsanwalt erkläre hier, daß ich solche Personen zu den sozial Vollwertigen zu zählen gewillt bin, die nur aus Fahrlässigkeit, nicht etwa aus verbrecherischem Instinkt, das Gesetz einmal überschritten haben und das angeordnete Unglück bereitwillig sühnen. Nicht dieser Umstand also, daß Fräulein Andersen vorbestraft ist, hat mich zu der Überzeugung gebracht, daß die Angeklagte in dem Fall, der heute Ihrer Beurteilung unterliegt, schuldig ist.

(Fortsetzung folgt.)

Freundschaft.

Schön ist, wenn nach Sturm und Regen
Wieder uns lächelt die Sonne entgegen!
Schön ist, wenn nach Alltagsjorgen
Wieder uns tröftet ein besseres Morgen!
Schöner ist's, Menschen zu finden,
Die an uns glauben, sich ganz uns verbinden,
Sie sind uns dann Heimat, die nie uns verläßt,
An diesem schönsten halte fest!

Der König.

Mozartskizze von Marga Stiehler.

Potsdam 1789 im Maien. — Der Herr Waldhornist Türschmidt hatte einen lieben Gast. Sein Freund, Wolfgang Amadeus Mozart aus Wien — den er auf einer Konzertreise in Paris kennengelernt, war in seinem Hause, Bassinplatz Nr. 10, abgestiegen. Fürst Karl von Lichnowsky hatte den Wiener Meister in seinem eigenen Wagen mitgebracht, um ihn dem König Friedrich Wilhelm II. vorzustellen. Damals stand noch in der Mitte des von einem eisernen Gitter umzäunten Bassins das berühmte Tabakhäuschen des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I.

Vor dem im Barockstil erbauten Hause, darin Türschmidt wohnte — es ist bis auf den heutigen Tag erhalten — dufteten die Linden. Aus den weitgeöffneten Fenstern drang fröhliches Schwägen, so daß die in der Lindenplantage spazierenden Potsdamer wohl den Schritt anhielten, in der Hoffnung, wieder einmal ein kleines Freikonzert genießen zu können. Da hielt vor dem Hause eine königliche Kutsche. Eilfertig sprang der silberbetreffe Diener herab und riß den Wagenschlag auf. Ein zierlicher Herr im lichtblauen, goldgestickten Rock, den Dreispitz auf dem gepuderten Haar, entstieg dem Wagen und eilte leichtfüßig durch die Mitteltür des breiten, holzgeschnittenen Tores.

Die Spaziergänger blieben stehen. „Das war doch der berühmte Mozart! Schon mit sieben Jahren soll er komponiert haben.“

„Hab' ich auch“, sagte ein junger Berliner, den die Baumblüte nach Potsdam gelockt hatte, „man schreibt nur solche Kleinigkeiten nicht immer auf“, und unter lustigem Gelächter ging man weiter.

Oben wurde der Meister schon erwartet, vor allem von den Damen, denen hatte es sein allzeit heiteres Temperament besonders angetan. Galant küßte er ihnen die Fingerspitzen mit der nur ihm eigenen Zartheit — wie sie meinten.

Der Herr Kammermusikus Semler trat an ihn heran. „Run, wie war's im Schloß?“

„O, Seine Majestät waren äußerst huldvoll zu mir und boten mir eine Stellung als Kapellmeister mit einem Jahresgehalt von 3000 Talern an, aber —“

„Na, da gib't doch kein „Aber“,“ warf Semler ein.

„Fast vorwurfsvoll sah Mozart zu ihm auf: „Soll ich meinen Kaiser verlassen?“ Dann berichtete er weiter, indem er eine goldene Dose hervorzog: „Da, schaut's, hundert Friedrichsdor sind darin, drei Quartette soll ich dafür schreiben. Ich werde besonders das Cello dominieren lassen, das Seine Majestät oft selbst spielen ... Aber wo bleibt Madame Wilas, unterm Semlers Vielliebes Frau Schwester?“

Es war allen bekannt, daß die schöne Frau Sophie 1784 die Constance in Mozarts „Entführung“ mit vielem Beifall gelungen. Als wäre des Meisters Wunsch Befehl, so öffnete sich auch sogleich die Tür, und die Erwartete trat ein, jung, frühlingsfrisch, mit leicht gepudertem blondem Gelock um das reizende Köpchen, im spitzenüberrieselten, weitaus bauschenden Kleid.

Lebhafte Begrüßung. „Wo ich so lange war? — Herumspaziert, mit Don Juan“, — und auf Mozarts fragenden Blick — „so hab' ich Nero, meine schwarze Dogge, Euch zu Ehren umgetauft.“ Sie ließ sich in einen der goldfüßigen Sessel fallen. „An der Windmühle waren wir“, fuhr sie fort, „und denkt Euch, plötzlich stand eine Zigeunerin vor mir, alt und häßlich. Ich mußte Don Juan, der nur junge Weibsteute leiden mag, fest am Halsband halten, sonst wäre er der Alten an die Kehle gefahren. Na, und dann hat sie mir wahrgesagt: „Wohleble Frau, heute noch wird Euch ein König küssen.“ Sie breitete lachend die Arme aus.

„Ein König?“

„Jawohl, ein König, und sein Zeppter reiche über die ganze Welt! — Als dann die Alte gegangen, raschelte es wieder im Gebüsch, und diesmal war es ein Offizier, der Don Juan in Unruhe versetzte. Sei—ne Maje—stät, der König.“

„Und er hat Dich ...?“ fuhr Semler auf.

„... geküßt? Nein, Bruderherz, das nicht, er neigte, ein echter Kavaller, den Degen und ging mit stummem Gruß an mir vorüber.“

„So lassen wir den König König sein, und machen lieber a bissel Musik“, schlug Mozart vor und begann auf dem neuen Silbermannschen Instrument zu prälubieren. Zunächst spielten Türschmidt und Palka auf ihren silbernen Waldhörnern ein

heraus, und schließlich sollte Mozart auf dem Klavier phantastieren. Der Architekt Sartory, ein weitgereister Herr und auch in der Musik wohlberaten, schlug ein Thema vor, ein zweites fand sich dazu, und als Sophie hinter den Klavierstuhl trat, um das heitere Spiel von Mozarts Künstlerhänden besser verfolgen zu können, sah der Meister zu ihr auf und fragte: „Na, haben's auch ein Themerl auf'm Gewissen?“ Sie sang ihm eins vor, und so gleich begann er in perlendem Spiel, die drei Themen ineinander zu schlingen und wieder zu lösen. Zuerst im scharf akzentuierten Marchtempo. Während er spielte, fleg eine verfunfene Zeit vor ihm auf. Er sah den „Alten Fritz“, den siegreichen König, auf seinem goldgeäumten Schimmel durch Potsdams blumengeschmückte Straßen reiten. Die wetterharten Soldaten marschirten einmal nach dem einen, dann nach dem andern der vorgeschriebenen Themen. Allmählich schien sich der Zug in der Ferne zu verlieren, leiser wurden die Klänge, um bald ganz zu verstummen.

Zart und lieblich schwebte aus den Tasten ein Menuett hervor. So anschaulich war die Musik, daß die Zuhörer die eleganten, buntbesetzten Herren zu sehen meinten, wie sie den in lichte Gewänder gekleideten Damen mit blinkenden Steinen im hochgetürmten, gepuderten Haar die ringgeschmückten Hände reichten. Im graziosen Tanze verflochten sich auch hier die drei Themen zu nettischem Spiel. Selbst Frau Sophie wiegte sich in den Tönen.

Fast unmerklich leitete Mozart vom leichten, tändelnden Rhythmus, zu ernsten, dunklen Akkorden über.

Ein hoher, heiliger Dom schien aus den Harmonien heraus zu wachsen. Klangvoll sieghaft vereinten sich jetzt die drei Themen zu einer gewaltigen, im Bachschen Stil aufgebauten Fuge, in höchst künstlerischer Vollendung.

Vor dem Hause hatten sich unzählige Menschen angeammelt, atemlos lauschend. Als das Spiel geendet, brach jubelnder Beifall aus.

Sophie streckte dem Meister beide Hände entgegen. Sie suchte nach Worten. Alles, was sie sagen wollte, erschien ihr banal, diesem Können gegenüber. „Mozart, Ihr seid kein gewöhnlicher Sterblicher, ein Fürst seid Ihr unter den Musikanten — nein — ein König!“

Und der Meister, selbst noch durchglüht von dem beglückenden Feuer seiner eigenen Kunst, sprang auf: „Was bin ich?“ rief er, und seine Augen leuchteten. „Was bin ich, ein König? Ei, wenn ich ein König bin, dann darf ich auch die schöne Sophie Niklas lassen!“

Und ehe es sich die Überraschte versah, nahm er ihren Kopf in beide Hände und küßte sie herzlich auf beide Wangen, zuletzt auf den oft so köstlich singenden Mund. —

Als man später beim heiteren Mahle saß, sagte Mozart: „Das muß ich gleich heute meinem Stanzel berichten, eh's ihr irgend a lästliches Klatschmaul hinterbringt, daß ich die schöne Sophie geküßt. Aber mein liebstes, bestes Weibchen weiß ja selbst am besten, wie treu und zärtlich sein Wolfert es liebt.“

Kinder aus allen Zonen.

Von Paul Sipper.

Es fährt täglich ein Eisenbahnzug von Berlin nach Hamburg, ohne unterwegs nur einmal anzuhalten. Als ich von Sagenbeds die Ankunft eines Tiertransportes gemeldet bekam, suchte ich mir im vordersten Wagen dieses FD-Zuges einen Platz und saß allein im Abteil. Aber eben, als die Räder anfangen, sich zu drehen, wurde die Türe geöffnet und zwei Japaner traten herein, legten ihr Gepäck ins Netz und setzten sich. Erst nach einer ganzen Weile merkte ich, daß einer von ihnen ein Kind bei sich hatte, ein vielleicht dreijähriges Mädchen, das nun fast vier Stunden lang schräg von mir auf der Polsterbank saß. Die Männer und das Kind waren ganz unauffällig angezogen. Kleider, wie wir sie alle tragen in Deutschland, und doch hatte ich von Anfang an das Gefühl des Fremdländischen um mich. Ihre Bewegungen waren geräuschlos, der eine Herr hatte ein Buch in der Hand mit seltsamen Schriftzeichen, der andere holte Weintrauben aus einem Kästchen und aß sie, nachdem er zuvor eigentümliche Bewegungen mit den Fingern ausgeführt hatte. Das Seltsamste aber war jenes kleine Mädchen, das reglos und stumm, aufrecht, kaum angelehnt auf seinem Plätzchen saß, wie eine im Gesicht gelblich getönte Puppe. Zuweilen fragte der Mann etwas, und es klang wie helles Zwitschern; hin und wieder schob er dem Kind eine Traubenbeere in den Mund — immer war die Reaktion nichts anderes als ein demütiges Vorbeugen des Oberkörpers: Antwort und Dank. Vier Stunden saßen wir in diesem Raum zusammen, und ich erlebte nichts an diesem Kind als die oft wiederholte Verbeugung. Nur seine Augen, die dunklen Pupillen, bewegten sich, neugierig, temperamentvoll, achtsam, und manchmal so listig, daß ich an ein kleines Affchen denken mußte. Man wird meiner Tierliebe diesen Vergleich als nicht entwürdigend zugute halten; durch ihn allein gewann ich eine Beziehung zu dem europäisch angezogenen Kind, das seltsam

dessen Stimme ich auch dann nicht vernahm, als am Hamburger Hauptbahnhof eine schlüpfartige Dame die Arme ihm entgegenweiterte. Das kleine Mädchen trippelte zu seiner Mutter, rand einen Augenblick dicht vor ihr still und beugte wiederum Kopf und Oberkörper, ehe es auch seine Armchen zur Begrüßung hob.

Ich stand an der Küste des schwedischen Ostmeers, schaute den Wildgänsen zu und den tauchenden Enten. Als der Abend aufkam, ruderte ein Fischer seinen schweren, plumpen Kahn in unsere Bucht. Er hatte die Nege meines Gastfreundes gesäubert und brachte sie, sorgsam an runden Stangenhölzern aufgereiht, zurück. Ich sah durch mein Glas dem Boot entgegen, das nur langsam näher trieb. Im Bug des Nachens saßen auf schmalem Brett zwei Kinder, dicht aneinandergedrängt, Knabe und Mädchen von zwei und drei Jahren, wohl die Enkelkinder des Alten. Es dauerte vielleicht eine Viertelstunde, bis der Kahn an der Brücke festmachte. Die ganze Zeit über beobachtete ich die beiden NordlandsKinder: sie saßen bewegungslos und stumm, gewiß nicht ängstlich, blickten aus hellen Augen geradecaus in den Abend, nicht auf den Großvater und nicht in die Spiegelblanke See. Nur als der Singschwan schrie, drückte das Mädchen noch ein wenig fester seine Puppe in den Arm, und der Junge schlankerte mit den nackten Beinen. Ich habe niemals wieder solches Blondhaar gesehen. Auch als der Kahn so dicht neben mir lag, daß die heraufgereichten Nege vor meinen Füßen sich türmten, erschienen mir die beiden Flachsköpfe so süßrig weiß, wie das Haar des greisen Fischermanns. Dazu glühten die Kinderwangen dunkelrot in naturverbundener Gesundheit. Und es half nichts, ich mußte mich vergewissern, kniete auf den Bootssteg und streichelte den Bubenkopf.

„Wie heißt denn deine Puppe?“ fragte ich das Mädchen. Aber die Kleine senkte verlegen den Blick, und erst als ich den Jungen zum Lachen gebracht hatte, reichte mir das Mädchen seine Puppe. So behutsam, als sei sie eine große Kostbarkeit. In Wirklichkeit aber war der Gegenstand dieser „Mutterliebe im Kind“ eine krumme Eichenwurzel, mit bunten, zerrissenen Stoffen umwickelt. Weil mich der ängstliche Blick des Mädchens rührte, gab ich ihr das Spielzeug schnell zurück; sie preßte den Schatz ganz nah an ihre Brust und wiegte ihn in den Armen. Im gleichen Augenblick schaukelte der Kahn wieder ins Meer hinaus, und wortlos, ernst und veronnen saßen die Kinder, ihre lichten Haare glänzten überirdisch im Glanz des Abends.

Kun erinnere ich mich an meine kleine Freundin Gabriele, die heute noch nicht drei Jahre alt ist und sich selber schon „Die Große“ nennt. Denn neben ihr im Wiegenkorb schläft der Säugling, und als ich staunend die blaue Glasperlentele bewunderte, die „Gaby“ genau so um ihren Hals geschlungen hat wie ihre Mutter, als ich den kleinen, kastanienbraunen Vorkopf fragte: „Warum hat denn das Schwesterchen nicht auch so eine schöne Kette?“ sieht sie mich ganz bestürzt an, beugt sich über den Wiegenkorb und sagt: „Aber nein, Baby ist ja noch so klein!“

Eine Stunde später sind wir alleamt im Kinderzimmer; das fünf Monate alte Schwesterchen wird eben zur Nacht hergerichtet, die Pflegerin wickelt es aus seinen Luchern und beturnt den kleinen Wurm. Wertwürdig, denke ich; erinnere mich, wie meine gute Mutter vorsichtig die jüngeren Geschwister angefaßt hat. Heute nimmt die Säuglingschwester solch ein kleines Geschöpf bei den Füßen und schlenkert es kopfabwärts durch die Luft; die zarten Armchen machen Freübungen; Rücken, Schenkel und der Leib werden tüchtig belospit, und das rosige Lebewesen kräht bei solchen „barbarischen“ Handgriffen recht vergnügt, zappelt und stampelt und versucht immer wieder, selbsttätig das Köpfchen zu heben. Gabriele aber, die Kleine Große, hat gar keine Zeit, zuzusehen; sie steht an ihrem Puppenwagen, zieht der „englischen Tochter“, die der Vater eben aus London mitgebracht hat, Schuhe und Strümpfe aus, wäscht ihr Gesicht und turnt mit dem Puppentind. Allerdings nur so lang, bis das Schwesterchen ins Bad getragen wird. Dann steht auch sie neben der Wanne und jauchzt vor Vergnügen beim Anblick, wie das kleine Lebenswunder plantscht und rudert und immer wieder seine Fäustchen an die Lippen führt. „Jetzt kommt Puder“, sagt sie, paßt genau auf, bis das Schwesterchen wieder auf der Widelkommode liegt; ja, sie streichelt die winzigen Zehen und laun es kaum erwarten, bis die Fütterung beginnt.

Mein innigstes Kindererlebnis ist mit Gesang verbunden. Ich stand in einer italienischen Kirche vorn beim Altar, im Seitenschiff, und plötzlich erklang hinter mir ein überirdischer Chor. Es waren die Waisenkneben, die hoch oben vor der Orgel standen, einer neben dem andern in dunklen Uniformen, und aus den offenen Mündern ihrer blassen Gesichter schwang sich jauchzend die fromme Melodie, so silbern als würde sie von Engeln zum Himmel getragen.

Und einige Zeit später sah ich ein Kind, das erst vor wenigen Tagen zur Welt gekommen war. Es schlief und atmete. Plötzlich gingen die Augen auf; kein Wort vermag solch einen Kinderblick zu beschreiben. Es ist der Spiegel der Ewigkeit.

Die Feinde der Hausfrau rücken an.

Von S. Mäher.

Für alle schönen Dinge, die das Leben beschert, wird uns meist kurze Zeit darauf eine unangenehme Rechnung präsentiert. Haben wir doch mit lebhafter Freude das schöne, überaus frühzeitig einsetzende Frühlingswetter begrüßt, ohne zu bedenken, daß die Wärme auch empfindliche Unannehmlichkeiten mit sich bringen kann. Da die Sonne gerecht und Ungerechte gleichmäßig bescheint, hat sie auch überaus günstige Entwicklungsbedingungen für alle Haus- und Vorratsschädlinge geschaffen. Sagt doch eine Autorität, wie Regierungsrat Dr. Zacher von der Biologischen Reichsanstalt Berlin-Dahlem, wahre Massenflüge von Kleidermotten für den kommenden Sommer und Herbst voraus. Das ist eine Trauerbotschaft für alle Hausfrauen, die das Zerföhrungswerk dieser ewig hungrigen Eindringlinge angstvoll verfolgen. Aber nicht nur die Motten, sondern auch die gefürchteten Kornkäfer, die Reis-, Messing-, Mehlkäfer und Schaben werden sich wahrscheinlich in diesem Jahr durch besonders zahlreiches Erscheinen unangenehm bemerkbar machen. Man kann nach milden Wintern stets dieselbe Beobachtung machen, daß die Schädlinge in großen Mengen auftreten. Allerdings scheint es für die einzelnen Arten besondere Perioden zu geben, und merkwürdigerweise tauchen diese Käferinvasionen bisweilen in einzelnen Landesteilen besonders stark auf. So erlebte man 1925 in Württemberg eine unangenehme Überraschung, als die gefürchteten Messingkäfer in Scharen anrückten. In diesem Jahr dürften es die Kleidermotten sein, die eine besonders heftige Offensive gegen die heiligsten Güter der Hausfrau unternehmen werden, und da die feindlichen Truppen in bedrohlicher Stärke anrücken, ist es notwendig, vor der Gefahr zu warnen, auf wirksame Abwehrmaßnahmen hinzuweisen.

Man darf nun nicht etwa glauben, daß die Schädlinge in blinder Eier über alle Vorräte herfallen. Auch unter Käfern und Motten gibt es Feinschmecker, ausgesprochene Spezialisten, die recht wählerisch in bezug auf ihre Nahrung sind. Leider ergänzen sich die Eindringlinge in „idealer“ Weise, so daß eine Käferart mit Behagen vertilgt, was die andere verächtlich beiseite geschoben hat. Welche Mengen von den Nahrungsschädlingen teils gefressen, teils ungenießbar gemacht werden, geht daraus hervor, daß Deutschland durch dieses Ungeziefer jährlich etwa hundert Millionen Mark einbüßt. Noch schlimmer ist es in Amerika, wo man diese Verluste auf etwa 800 Millionen Mark beziffert. Selbst Käfer, die man bisher für verhältnismäßig harmlos gehalten hat, haben sich auf Grund eingehender Beobachtungen als gefährliche Zerstörer erwiesen. So hat es sich herausgestellt, daß beispielsweise der Holzkobkäfer sich keineswegs mit dem Benagen von Balken begnügt. Erst kürzlich hat ein großes Wäschegeschäft empfindlichen Schaden dadurch erlitten, daß diese Käfer größere Bestände an Leinenwäsche völlig zerstört haben. Eine besondere Vorliebe für Nikotin scheint die Kornmotte zu zeigen, die man auch in Zigarren beobachtet hat. Besonders wählerisch aber ist die Kakaomotte, die man nur in den besten Sorten, wie Trinidad und Ecuador, findet, während sie die minderen Qualitäten verächtlich übergeht. Ein Ledermaul ist auch die Mehlmotte, die Schokolade, Pralinen und Nusschokolade bevorzugt. Dabei hat es sich herausgestellt, daß die übliche Verpackungweise keineswegs gegen das Eindringen von Schädlingen schützt. Obwohl sich die Schokolade in einer Cellophanpackung befand, gelang es den Raupen der Mehlmotte doch, durch eine Spalte in das Innere einzudringen und zu der Schokolade zu gelangen. Die Kleidermotte geht ebenfalls systematisch vor. So hat man mehrfach gefunden, daß aus gemischten Geweben (Wolle und Baumwolle) nur die Wollfäden vernichtet waren, während die sonst sehr gefräßige Motte die Baumwollfäden nicht berührt hatte. Eine besondere gefährliche Geschmacksrichtung kann man bei dem Kabinettkäfer beobachten. Er frist mit Vorliebe Wollstoffe, Teppiche und Polstermöbel. Einen irreführenden Namen trägt eigentlich der Mehlkäfer, zu dessen besonderen Lederbissen getrocknete Birnen gehören. Wenn aber in einem Gefäß zugleich getrocknete Äpfel aufbewahrt werden, läßt er sich keineswegs dazu verleiten, von der geliebten Birnennahrung abzugeben. Auch der Brotkäfer nährt sich nicht etwa ausschließlich von Mehl, sondern verpeißt mit besonderer Vorliebe Suppenwürfel, Tee und Kaffee. Vergiftetes Getreide aber scheint zu seiner Lieb-

lingsnahrung zu gehören. Ein so gefährliches Gift, wie Strohgrün, bewirkt bei ihm nur eine beträchtliche Gewichtszunahme. Eine besondere Geschmacksrichtung weist auch der Messingkäfer auf, der wegen seines metallartigen Aussehens so genannt wird. Er verzehrt mit wahrem Wohlbehagen Schnupftabak und alte Schuhe, verachtet aber auch Wollwaren, Makkaroni und Kunstseide nicht. Neben trockenem Fleisch und Därmen verzehrt der Speckkäfer auch scharf gesalzenes Fleisch, und ebensowenig verachtet er auf Zigarren.

Man sieht also, daß die zahlreichen Schädlinge fast keinen Gegenstand im Haushalt verschonen. Kleidungsstücke sind vor ihnen ebenso wenig sicher wie Vorräte. Dabei ist in letzter Zeit wieder eine Anzahl von neuen Käferarten eingeschleppt worden. So hat man vor kurzem in Deutschland einen Blütenkäfer entdeckt, der mit einem Pelz aus dem nördlichen Ostasien eingeschleppt worden ist. Mit getrockneten Bananen kamen gefährliche Käfer zu uns, die sonst nur im Holz junger Kaffeebäumchen vorkommen. Mit amerikanischen Äpfeln hat man ebenfalls neue Schädlinge nach Deutschland importiert. Wie kann man sich nun vor diesen ungeduldeten Gästen schützen? Meist werden gegen eingedrungene Käfer oder Motten Maßnahmen ergriffen, die viel Mühe verursachen, aber wenig Wirkung erzielen. Um nun eine wirksame und nicht allzu kostspielige Vernichtung der Schädlinge zu erzielen, wurde vor einigen Jahren ein besonderes Laboratorium für Vorrats- und Speicherschädlinge bei der Biologischen Reichsanstalt geschaffen, deren Leiter eine anerkannte Autorität auf diesem Gebiet, Regierungsrat Dr. Zacher, ist. Während diese Stelle aber nur Auskünfte gibt, so weit es sich um Fälle handelt, die den heimischen Pflanzenbau betreffen, ist die Gesellschaft für Vorratsschutz geschaffen worden, um dem breiten Publikum im Kampf gegen Motten und Käfer beizustehen. Durch wissenschaftliche Forschungen und durch Verbreitung von Kenntnissen über die Schädlinge aller Art, wie Nagetiere, Insekten und Milben, will diese Gesellschaft der Wirtschaft und zugleich allen Hausfrauen im Kampf gegen die Schädlinge zur Seite stehen. Bei der letzten Jahresversammlung dieser Gesellschaft erfuhr man, daß es unbedingt sichere Mittel gegen Mottenschäden gibt. So wurde beispielsweise als einfachstes Mittel der Anstrich von Lagerräumen mit Spiritusseifenbrühe empfohlen. Die Durchgaßung bereits von Motten befallener Gegenstände in sogenannten Durchgaßungstasten hat sich als durchaus wirksam erwiesen. In besonders schweren Fällen müssen allerdings die Räume mit Blausäure ausgeräuchert werden. Selbstverständlich ist peinliche Sauberkeit die Vorbedingung für das Fernhalten von Motten, die häufig in Staub und Warenabfällen ihre Brut ablegen. Was hat sich auch im Kampf gegen die Messingkäfer bewährt, bei einfacheren Fällen pflegt man Schwefelkohlenstoff anzuwenden. Auf ähnliche Art bekämpft man auch die Mehlmotte. Zur Bekämpfung der Kornkäfer wendet man oft Trockenbeizmittel an, doch haben sich auf Grund neuer Forschungsergebnisse Kupferverbindungen — Oxide und Carbonate — als besonders geeignet erwiesen. Die Wirkung auf die Schädlinge ist aber nicht etwa eine chemische, sondern eine rein physikalische. Auf jeden Fall sollten sich besorgte Hausfrauen stets an Fachleute wenden, bevor sie den Kampf gegen eingedrungene Motten und Käfer aufnehmen, da beispielsweise eine Vergasung von Wohnräumen nie durch Privatleute vorgenommen werden darf.

„Stidereien und Spitzen.“ ... neue Einfälle haben“ das ist das Leitmotiv des Maiheftes. Heinrich Geron plaudert über dieses Thema in reizvoller Weise. Das Heft zeigt ein reiches Bildermaterial — Tülldecken mit Stiderei, Seidentischen, Handtäschchen, Decken in Seide, Seidenchals, Behänge in Wollstiderei, Florstidereien, kirchliche Kunststiderei, Bildstidereien, Seidenpolster und unter vielem anderen einen künstlerisch-behaltlichen Innenraum mit Sofaede. In farbiger Wiedergabe erscheint eine Leinendecke mit Applikationen von Ina v. Kardorff. Des ferneren Arbeiten der Kunstakademie Konstantinopel: Tischdecken, Kissen, Teewärmer. Von den textlichen Beiträgen seien noch hervorgehoben eine Blauderei „Leiser Fleiß“ von Hans Schiebels, sowie Artikel über feine Handarbeiten, Wäsche, Tischentwässer, farbige Bettwäsche, Getridtes zum Sommer, Modeberichte usw. (Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt.)